

IV. Medientheorie der Schrift, Dekonstruktion und Philosophie ohne Autorintention

Zwei andersartige Lösungsansätze für das Gestaltungsproblem der Philosophie kommen in den 1960er Jahren auf. Sie unterscheiden sich von den bisher vorgestellten Lösungsversuchen dadurch, dass sie keine Code-Rezeptionsmodelle sind. Es geht bei ihnen nicht mehr primär darum, die Lehre oder die Intention eines Autors richtig zu verstehen. Vielmehr wird bei ihnen die Schrift als Medium zum Hauptakteur, und zwar in einem besonderen Sinne: Schrift wird gleichsam als Transzendental des Begriffsdenkens vorgestellt. Damit positionieren sich diese Lösungsansätze nicht in einfacher Opposition zum Begriffsdenken, mithin in der Nicht-Diskursivität, sondern außerhalb dieses Gegensatzpaares, und konstituieren auf diese Weise eine ganz andere Distanzierungsweise davon. Indem sie zudem nicht nur das Begriffsdenken als Effekt der Schrift erklären, sondern auch das Code-Modell, wird verständlich, warum alle diesem verpflichtenden Rezeptionsmodelle im Bannkreis der Diskursivität verbleiben müssen; gleichzeitig deutet sich an, wie diesem Bannkreis entkommen werden kann.

Beide Lösungsansätze – nämlich Medientheorie der Schrift und Dekonstruktion – zeichnen ihrerseits eine Entwicklungslinie der Schrift, deren Verlauf mit der oben skizzierten Entwicklungslinie des Begriffsdenkens übereinstimmt. Wie sich im Detail zeigen wird, ist die Schrift – mag sie auch nicht dessen einzige Ursache sein – nicht vom Begriffsdenken zu trennen. Damit geben beide Lösungsansätze einen weiteren, bedenkenswerten Grund für die Sonderstellung des Begriffsdenkens jenseits der in A.9 aufgeführten Vorteile; und zwar die kulturelle Praxis unserer Nutzung der Schrift.

Medientheorie der Schrift und Dekonstruktion ergänzen einander auf mitunter verblüffende Weise. Gemeinsam ist ihnen auch, dass – obwohl die Schrift im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit steht – sie sich nicht an zentralen Stellen mit Platons Schriftkritik beschäftigen und sich dabei auch nicht besonders von deren Paradoxalität irritieren lassen. Trotz großer Gemeinsamkeiten ist nicht nur ihr

Ansatz denkbar heterogen. Ihre große Unterschiedlichkeit, die im Anschluss an die Entwicklungslinie der Schrift herausgearbeitet werden soll, lässt sich folgendermaßen beschreiben: Für die Medientheoretiker geht im Zuge ihrer historischen Beschäftigung mit der Schrift auch jene Geste Platons verloren, womit der »Verlust einer ganzen Dimension« (nämlich des Nicht-Diskursiven) in Kauf genommen wird. Die Dekonstruktion hingegen hebt erst die Dimension des Nicht-Diskursiven in der Schrift hervor; und zwar, indem sie Philosophie nicht mehr auf die Vermittlung oder Darstellung, sondern auf den Spielraum der Subjektivität in der Rezeption, mithin auf ihre Aneignung fokussiert.

1963 veröffentlichte Havelock seine umfassende Studie *A Preface to Plato*, in der er Platon und den Anfang der westlichen Philosophie in den geschichtlichen Zusammenhang der Entwicklung des phonetischen Alphabets stellt. Er leistete damit im Umfeld der kanadischen Medientheorie einen entscheidenden Beitrag zur Kulturtheorie der Schrift, die von Walter J. Ong in seinem Hauptwerk *Orality and Literacy* (1982) weiterentwickelt wurde und die Havelock in späteren Schriften wie *The Literate Revolution in Greece and its Cultural Consequences* (1982) und *The Muse Learns to Write* (1986) in großer Übereinstimmung mit seinem frühen Ansatz fruchtbar machte. Die Medientheorie der Schrift nach Havelock und Ong lässt sich als Bestätigung der oben gezeichneten Entwicklung des Begriffsdenkens, von den Anfängen der Diskursivität über ihre Dominanz bis hin zu Distanzierungsversuchen davon, verstehen.

Die Medientheorie der Schrift stellt den Übergang von »primärer Oralität« zu »Literalität« als kulturellen und epistemischen Bruch höchsten Grades dar. Die schriftliche Fixierung von bislang mündlichen Kommunikationsakten wirkte nicht nur zurück auf die bloße Technik der kulturellen Kommunikation, sondern auf deren Praxis und auf das Denken selbst. Schrift zeigt sich als Werkzeug, welches das mit ihr behandelte Wissen nicht unverändert lässt, also als Medium. Sprechen, das semantisch an Maximen und Variationen gebunden ist, syntaktisch an Rhythmus, Vers, Parataxis, Narration und pragmatisch an Gedächtnis, die Zeremonie, den Körper (das Ohr vor allen anderen Sinnesorganen, aber auch Mund, Zunge, Gliedmaßen), wird von den Effekten seiner schriftlichen Fixierung überlagert.¹ Das Fließende, Dynamische, Ambivalente² und Konkrete (aber auch Distanzlose, Unmittelbare, Emotionale) des oral Tradierten weicht dem Statischen, Zeitlosen, Eindeutigen und Abstrakten³ (aber auch Kritischen,

1 Vgl. Havelock (2007) S. 70ff.

2 Vgl. ebd. S. 127.

3 Vgl. ebd. S. 104.

Reflektierten, Rationalen) der Literalität.⁴ Das neue Kommunikationssystem bringt eine Fülle von bisher unerhörten Konzepten mit sich, nicht zuletzt das Code-Modell, das zwischen Wissen (beziehungsweise »Kodes«, »Themen«, »Information«)⁵ und Wissendem⁶ unterscheidet, aber auch die Gegensatzpaare Anschauen und Handeln, Beschreiben und Bewerten, Denken und Sprechen.⁷

Havelock untersucht die primäre Oralität sowie deren Übergang zur Literalität bevorzugt am Schrifttum des antiken Griechenlands. Dieser enge Fokus begünstigt eine gewisse eurozentristische »Verzerrung«,⁸ ist aber im Ansatz wohlbegründet: »Die Griechen erfanden nicht nur einfach ein Alphabet; sie erfanden die Literalität und die Grundlage des modernen Denkens.«⁹ Diese Grundlegung der Eigenschaften heutiger Wissenschaft beruht auf der Eigenheit der besonderen imitatorischen Effizienz der alphabetischen Schrift.¹⁰ Sie besteht darin, dass die Alphabetschrift nicht aus semantischen Einheiten aufgebaut ist, wie es chinesische oder ägyptische Ideogramme sind, sondern aus phonetischen Einheiten, den Buchstaben.¹¹ Deswegen kann sie – übrigens sogar anders als nicht-vokalisierte Alphabetschriften – Lautfolgen unabhängig von ihrem Sinn, also auch fremde Sprachen, exakt aufzeichnen. Die Alphabetschrift vollzieht gleichsam eine andere, erstens phonetische und zweitens engere, Rasterung der Sprache als andere Schriftsysteme.

Diese Eigenheit bedingt verschiedene Effekte, die dem griechischen, abendländischen, wissenschaftlichen Denken eine besondere Prägung verleihen. Havelock und Ong tendieren dazu, diese Prägung als charakteristisch oder paradigmatisch für Literalität überhaupt auszuzeichnen. Dies liegt freilich daran, dass der Unterschied zwischen Oralität und Literalität durch das Alphabet besonders krass aus-

4 Zu den Gegenüberstellungen vgl. Ong (2002) S. 37-49. Weitere, ähnliche Gegenüberstellungen in Assmann (1990) S. 16.

5 Vgl. Havelock (2007) S. 64.

6 Vgl. ebd. S. 118.

7 Vgl. ebd. S. 126.

8 Assmann (1990) S. 7f.

9 Havelock (1990) S. 71.

10 Vgl. Havelock (2007) S. 102.

11 Zwischen »Buchstaben-« und »Ideogramm«-Schriften kann keine so klare Linie gezogen werden, wie es den Anschein hat. Ong beispielsweise verweist auf die Hybridität aller Schriften (vgl. Ong (2002) S. 87f; vgl. auch Árokay (2012)). Weil es in dieser Arbeit aber nicht um kategoriale Differenzierungen geht (weder zwischen Schrifttypen noch zwischen Rationalitätstypen), sondern um Tendenzen, kann mit dem relativen Unterschied zwischen Buchstaben- und Ideogrammschriften gearbeitet werden.

gebildet wird; und Havelock und Ong geht es primär um eben diesen Unterschied, nicht um den Unterschied zwischen verschiedenen Arten von Literalität.

Zwei der verschiedenen Effekte der Alphabetschrift, die jene besondere Prägung bewirken (welche sich immer mehr als Diskursivität abzuzeichnen beginnt), lassen sich als Eindeutigkeit und kategoriale Abstraktion bezeichnen. Das vokalisierte Alphabet ist nämlich erstens besonders geeignet, den Trend von Schrift zu »analytischer Präzision«¹² zu verwirklichen, der sich daraus ergibt, dass zahlreiche situationsspezifische Umstände bei Übertragung der Rede in die Schrift durch größere semantische Genauigkeit ausgeglichen werden müssen. Mit einigen, wenigen Buchstaben lassen sich aber mehr semantische Einheiten darstellen, als mit einigen, wenigen Ideogrammen, was größere semantische Unterscheidbarkeit begünstigt. Zudem ist die Interpretationsbedürftigkeit und somit der Interpretationsspielraum bei vokalisiertem Buchstabentexten geringer als bei nicht vokalisiertem Buchstabentexten oder Ideogramm-Schriften.¹³ All dies begünstigt Eindeutigkeit, die so als semantischer Effekt der semiotischen Parameter des Begriffsdenkens deutlich wird.

Zweitens animiert das Alphabet zu einer besonderen Abstraktionsleistung. Ideogramme beziehen sich gleichsam auf Objekte und stellen jedenfalls relativ geschlossene semantische Einheiten dar (die zwar zerlegt werden können, aber nur wiederum in elementarere Ideogramme). Buchstaben hingegen sind subsemantische beziehungsweise syntaktische Einheiten, die nicht Objekte, auch nicht Lautfolgen und selbst nicht gewöhnliche Laute abbilden, sondern »abstrakte« Phoneme.¹⁴ Bei der Übertragung von Rede in Schrift mittels Alphabet ist gleichsam ein Formalisierungsprozess auf zwei Ebenen vonnöten, womit sich ein besonderes Potential zu formaler Abstraktion verbindet, wie es in der Logik – einem weiteren Effekt der semiotischen Parameter des Begriffsdenkens – zur Anwendung kommt.

14. DER DISKURSIVE LÖSUNGSANSATZ DER MEDIENTHEORIE DER SCHRIFT VON HAVELOCK UND ONG

Die Eigenheit des Alphabets bewirkt auch einen anderen guten Grund dafür, dass Havelock den Übergang von Oralität zu Literalität überwiegend anhand der griechischen Kultur untersucht. Die phonetische Schrift, so hebt er hervor,

12 Ong (2002) S. 102.

13 Vgl. Havelock (1990) S. 65 und 73f.

14 Vgl. Ong (2002) S. 90 sowie Assmann (1990) S. 10.

macht die Unterscheidung zwischen primärer Oralität und Literalität besonders deutlich. Frühe Schriftzeugnisse anderer Schriftsysteme – beispielsweise die Bibel oder das Gilgamesch-Epos – weisen eine »rituelle Würde« sowie »eine Ökonomisierung und Vereinfachung des Denkens« auf, die einen uneinholbaren Übertragungsverlust der mündlichen Fassung in die Schriftform vermuten lassen.¹⁵ Die Schriften Hesiods und Homers hingegen zeichnen »den vollen Reichtum der ursprünglich oralen Tradition« auf.¹⁶ Die hier geronnene primäre Oralität wandelt in den nachfolgenden Schriftzeugnissen allmählich ihren Charakter und gebiert die Literalität.

Die Philosophie bezeugt diesen Übergang. Die frühen Philosophen können als Avantgarde der Schrift bezeichnet werden – ob sie nun selbst die Schrift nutzten oder nicht, und ob sie selbst Lehrgedichte, Sprüche, Dialoge oder Abhandlungen verfassten. Ihr Projekt, die Philosophie (die Literalität), grenzten sie gegen die Dichtung (Oralität) ab.¹⁷ Exemplarisch steht hierfür Platons Dichter-Kritik, wie Havelock sie in *A Preface to Plato* analysiert. Platon verurteile mit den Dichtern das orale Denken und setze sich für das literale Denken mit seiner Präferenzierung des Statischen über das Dynamische und den damit verbundenen neuen Konzepten ein. Die hierarchische Unterscheidung zwischen Intelligiblem und dem Sinnlichem, mit der Platon laut gängiger Philosophiegeschichte die Metaphysik erschaffen habe, ist laut Havelock eine Unterscheidung der Alphabetschrift.¹⁸

Besondere Evidenz erzielt Havelock durch seine genaue philologische, quasi empirische Forschung und sein konkretes Anschauungsmaterial. Die oben bereits angedeuteten zwei Effekte der phonetischen Schrift sollen hier nun ein wenig genauer vorgestellt werden: auf der Ebene der Semantik die Entstehung der propositionalen Satzform, und auf der Ebene der Syntax die logische Verknüpfung der propositionalen Sätze. Diese sprachlichen Effekte des Alphabets bestätigen jenen inhaltlichen Übergang zum Begriffsdenken, wie er in A.6 und 7 bei Aristoteles herausgearbeitet wurde, auf philologisch-linguistischer Ebene. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass das Wort »sein« im literalen Denken als

15 Vgl. Havelock (2007) S. 93.

16 Vgl. ebd. sowie Assmann (1990) S. 6.

17 Vgl. Havelock (2007) S. 91.

18 Ebd. S. 100: »Eine spezielle Theorie der griechischen Literalität schließt die These ein, dass Sinnlichkeit und Verstand miteinander verbunden sind und dass sich die Art dieser Verbindung mit dem Übergang von der griechischen Oralität zur griechischen Literalität verändert hat und damit auch das Denken selbst. Seitdem unterscheidet sich dieses Denken von der oralen Mentalität.«

Kopula aufzutreten beginnt¹⁹ und Propositionen (Attributverbindungen zur Beschreibung von Sachverhalten) zum Standard werden:²⁰ »Die statischen ›Tatsachen des Falles‹ begannen die dynamischen ›Geschehnisse‹ zu ersetzen. In philosophischer Sprache ausgedrückt, begann das ›Sein‹ (als eine syntaktische Form) das ›Werden‹ zu ersetzen.«²¹

So entsteht im alten Griechenland eine »Faktensprache«, die Geschichtsschreibung, aber auch eine »Theoriesprache«, die Philosophie und Wissenschaft möglich macht.²² Die Literalisierung bringt mit der Propositionalisierung auch die Bivalenz sprachlicher Äußerungen.

»Sprachlich drückte sich dieser [literale; H.D.] Geist vornehmlich in der Aussageform des ›Seins‹ anstatt des ›Tuns‹ aus; die eine ist literal, die andere oral, mit dem entsprechenden Kontrast zwischen einem ›wahren‹ Erkenntnisakt und einer oralen Gefühlreaktion. An die Stelle einer flexiblen Reaktion zwischen Sprachlaut und Rezipient trat die statische zwischen der ›wahren‹ Aussage und ihrem Erkenntnissubjekt.«²³

Spätestens bei Aristoteles, so betont Havelock, zeigt Philosophie ihren Ursprung aus der Literalität mit großer Deutlichkeit, indem sie Theorie geworden sei: eine Tätigkeit, die von den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens so abgetrennt ist wie die Schrift von der konkreten Sprechsituation. Das von »Sehen« abgeleitete Wort »Theorie« bestätige zudem den Sieg der (visuellen) Literalität gegenüber der (auditiven) Oralität. Aristoteles zitiere zudem als Vorläufer der Philosophie nur Denker, die in dem Jahrhundert nach der Erfindung des Alphabets gelebt hatten.²⁴

Der Übergang von »Handeln« zu »Sein« habe nicht nur Konsequenzen auf semantischer, sondern auch auf syntaktischer Ebene gehabt. Für die aus der Propositionalisierung folgende Logifizierung der Sprache und des Denkens findet Havelock ebenfalls bei Aristoteles ein deutliches Beispiel. Auf den ersten Seiten der Aristotelischen *Politik*, auf denen dem Menschen seine sprachliche und politische Natur bescheinigt wird, finden sich Reminiszenzen an die Sophokleidische *Antigone*, allerdings in ganz anderer Sprache:

19 Vgl. ebd. S. 96ff, 107ff, 110f, 114, 119f.

20 Vgl. ebd. S. 99.

21 Ebd. S. 107.

22 Vgl. ebd. S. 114.

23 Ebd. S. 119f.

24 Ebd. S. 115.

»Ein und derselbe Gedanke taucht in zwei Kontexten auf, einem aus der Mitte des fünften, einem anderen aus dem späten vierten Jahrhundert, und wird doch in zwei ganz verschiedenen syntaktischen Modi ausgedrückt. [...] Als die aristotelische Passage geschrieben wurde, musste [der] ›Mensch [...] nicht mehr durch eine Erzählung dessen, was er tut, beschrieben, sondern konnte als ein ›Subjekt‹ mit Prädikaten verknüpft werden, die ein Beharrendes bezeichneten, etwas, das Gegenstand des Denkens war: Das Prädikat beschreibt eine Klasse oder ein Merkmal, keine Handlung. In der dafür passenden Ausdrucksweise wird das Verb ›sein‹ nicht zur Bezeichnung einer ›Gegenwart‹ oder einer ›machtvollen Existenz‹ gebraucht (wie im Oralismus [des Sophokles; H.D.]), sondern als bloß begrifflich geforderte Koppelung. Der narrative Gebrauch ist in einen logischen umgeschlagen.«²⁵

Dass die Entwicklung der Logik durch die Alphabetschrift angelegt sei, bestätigt auch die schlichte Tatsache, dass die Logik in Kulturkreisen mit nicht-phonetischen Schriften schlechterdings nicht ausgebildet wurde, wie Christian Stetter betont.²⁶ Die hohe »grammatikalische Auflösungskraft«²⁷ ist auch für Rainer Totzke eine ideale »Voraussetzung für ein formales Operieren mit Wörtern und Sätzen, mithin Voraussetzung für die Entwicklung von formaler Logik und Wissenschaft«.²⁸

»Auf der Basis der alphabetschriftlichen Notation entdeckt Platon im Dialog *Sophistes* anhand der unterschiedlichen, nur im alphabetschriftlichen Graphismus sichtbar werdenden Wortendungen unterschiedliche Wortformen, die er *onoma* und *rhema* nennt (*Sophistes*, 262 bff) – Haupt- und Zeitwörter (Substantive und Verben). [...] Die Unterscheidung zwischen den Wortformen *onoma* und *rhema* wird zur Unterscheidung von logischem Subjekt und logischem Prädikat. Aristoteles übernimmt diese Unterscheidung und arbeitet davon ausgehend in den *Analytiken* seine formale Logik aus. Diese bildet die Grundlage für das Projekt abendländischer Wissenschaft als *episteme*, als logisch und terminologisch konsistentes System situationsinvariant wahrer Sätze. Aristoteles ist es auch, der in seiner *Analytica priora* erstmals auch (an sich bedeutungsfreie) Buchstaben des Alphabets als formale Platzhalter für Begriffswörter nutzt. Es sind gerade die Schriftzeichen einer phonetischen Schrift, die aufgrund ihrer Bedeutungsfreiheit diese logische Platzhalterfunktion und damit die entsprechenden formallogischen Operationen ermöglichen. Demgegenüber

25 Havelock (2007) S. 108f.

26 Stetter (1997) S. 12.

27 Ebd. S. 645.

28 Vgl. Totzke (2005) S. 3.

sind die Zeichen einer *Wortschrift* wie der chinesischen immer auch semantisch determiniert und entsprechend weniger gut als Variable einer formalen Logik geeignet.«²⁹

Während sich der Altphilologe Havelock besonders mit dem Übergang von primärer Oralität zur Literalität in der Antike beschäftigt, interessiert den Literaturwissenschaftler Ong besonders die Blüte der Literalität im Gefolge des Buchdrucks – also an der Epochenschwelle der Renaissance. Er sieht ihren Höhepunkt in der Epoche der Romantik – also um 1800 – erreicht, als die Rhetorik in der Wissenschaft an Bedeutung verliert,³⁰ Bücher massenhaft und identisch hergestellt werden und damit der Eindruck einer in ihnen fixierten und abgeschlossenen Bedeutung entsteht.³¹ Genau zu dieser Zeit macht auch Havelock eine Zäsur in der Entwicklung der Literalität aus, ab der sich die Dominanz der Schrift aufzulösen beginnt. Verantwortlich sei die Anerkennung anderer Kulturen und Schriftsysteme als gleichwertig:³² »Die Wahrnehmung dieser Kulturen und die Anerkennung der Tatsache, dass sie sich durchaus als Kulturen betrachten lassen, die sich mit unserer messen können, reicht zumindest bis ins 18. Jahrhundert zurück – und insbesondere bis zu Jean-Jacques Rousseaus philosophischen Betrachtungen.«³³ Rousseaus Beschäftigung mit der von ihm »natürlich«, von Havelock »oral« genannten Sprache habe über Lévi-Strauss auf die Dekonstruktion Derridas, über McLuhan einen großen Einfluss auf die historische Medientheorie Havelock und Ongs ausgeübt.³⁴

So intensiv sich Havelock mit der platonischen Dichterkritik auseinandersetzt, so wenig interessiert er sich für dessen Schriftkritik. Er deutet sie beiläufig als gewisses exzessives Zugeständnis an die zeitgenössisch dominante Oralität. Demselben Zugeständnis sei auch die Dialogform der platonischen Schriften geschuldet: Platon habe einfach die kulturell vorherrschende Rede schriftlich imitiert.³⁵ Ganz ähnlich kontingent empfindet Ong Platons Schriftkritik: Er sieht in ihr einen gewissen unreflektierten, kulturkonservativen Vorbehalt Platons gegenüber einem neuen Medium, dem er gleichzeitig zutiefst verpflichtet ist.³⁶

29 Ebd. S. 5f.

30 Vgl. Ong (2002) S. 107f.

31 Vgl. ebd. S. 129ff.

32 Vgl. Havelock (2007) S. 26ff.

33 Vgl. ebd. S. 26f.

34 Vgl. ebd. S. 28f; vgl. auch Ong (2002) S. 76.

35 Vgl. Havelock (2007) S. 115f.

36 Vgl. Ong (2002) S. 78f.

Es ist kein Zufall, dass Havelock und Ong Platon eine gewisse Blindheit unterstellen. Nachdem sie mit ihrer Medientheorie die Schrift zum transzendentalen Protagonisten der Philosophie gemacht haben, ist es nur folgerichtig, dass Platon nicht als im hermeneutischen Sinne souveräner und fehlerloser Autor seiner Schriften dargestellt wird. Vielmehr erscheint er als Agent der Literalität, in der unaufhaltsamen Tradition der Diskursivität. Es ist also konsequent, dass Havelock und Ong an keiner Stelle die Vermutung äußern, Platon könne der aufkommenden Literalität zwar verpflichtet sein, sie aber dennoch kritisch begleitet wissen wollen. Platons Schriften erscheinen als bloße Etappe auf dem Übergang zur Literalität, nicht etwa als Aufklärung darüber oder gar als kritische Distanzierung davon.

Wenn allerdings Platons Schriftkritik als verzeihlicher Fehler und kontingente Blindheit gegenüber der Schrift abgetan wird, wird ignoriert, dass sich in der Schriftkritik der mit der Schrift *notwendig* entstandene Gegensatz von Literalität und Oralität ausdrückt. Die Chance, die Schriftkritik nicht als bloßen Fehler, sondern als Ausdruck der unabweisbaren Herausforderung des Vermittlungsproblems zu begreifen, wird vertan. So wird das Vermittlungsproblem selbst ignoriert oder vielleicht auch unter der Hand aufgegeben.

Dabei vollziehen Havelock und Ong selbst eine Art von aufklärerischer, wissenschaftskritischer Schriftkritik,³⁷ die durchaus das Vermittlungsproblem des Gegeneinanders von Diskursivität und Nicht-Diskursivität – nämlich von Literalität und Oralität – kennt. Mitunter scheint es allerdings bloß technischer Natur zu sein. Wie Havelock und Ong mehrfach betonen, ist es ein Problem ihrer Wissenschaft von der Schrift, dass sich Oralität nicht oder nur ansatzweise literal ausdrücken und also denken lässt. Bei Havelock drängt das Problem der Darstellung eines »Inhalts« in einem Medium, das diesem »Inhalt« nicht angemessen ist, an zahlreichen Stellen zur Thematisierung.³⁸ Oralität in ihrer primären Form ist für ihn schlicht nicht in die Literalität zu übersetzen.³⁹ Insofern sind auch das orale Bewusstsein oder orale Denkmuster nur »sehr schwer zu beschreiben oder zu fassen [...], da alle dafür verwendeten Begriffe und Metaphern der literalen und für selbstverständlich gehaltenen Erfahrung entstammen.«⁴⁰ Wir müssten diese »Fremdkörper« der Literalität beim Denken »aus dem zu isolierenden Prozess auszuschalten versuchen.«⁴¹ Ein weiteres Beispiel für die

37 Vgl. Havelock (2007) S. 126f und 116.

38 Vgl. ebd. S. 38, 63, 65, 99.

39 Vgl. ebd. S. 99.

40 Ebd. S. 63.

41 Vgl. ebd. S. 65.

literale Unfassbarkeit der Oralität lässt sich in Havelocks Diskussion der Übersetzung von Sophokles *König Ödipus* finden.

»Im Griechischen heißt es: ›Welche [Dinge] [ich] beurteile nicht von Boten anderen [als dir oder mir] zu hören.«⁴²

In der englischen Version [von David Grene; H.D.]: ›I did not think it fit that I should hear of this from messengers‹ [Übers. Schadewaldt: ›Dies hielt ich nicht für recht, von Boten, Kindern, von andren nur zu hören.‹]⁴³

Das literale Denken kann Oralität schlicht nicht fassen, wie auch Ong mit einem amüsanten Vergleich illustriert:

»Thinking of oral tradition or a heritage of oral performance, genres and styles as ›oral literature‹ is rather like thinking of horses as automobiles without wheels. You can, of course, undertake to do this. Imagine writing a treatise on horses (for people who have never seen a horse) which starts with the concept not of horse but of ›automobile‹. [...] Instead of wheels, the wheelless automobiles have enlarged toenails called hooves; instead of headlights or perhaps rear-vision mirrors, eyes; instead of a coat of lacquer, something called hair; instead of gasoline for fuel, hay, and so on. In the end, horses are only what they are not. No matter how accurate and thorough such apophatic description, automobile-driving readers who have never seen a horse and who hear only of ›wheelless automobiles‹ would be sure to come away with a strange concept of a horse.«⁴⁴

Hinter diesen sprach-technischen Erklärungen schimmert bei Havelock wie Ong mitunter die Ahnung des Gestaltungsproblems als unabweisbarer Herausforderung durch – einer unaufhebbaren Schwäche der Literalität, eines echten Verlustes von Oralität. Wo Platon allerdings mit Verve die Nicht-Diskursivität des höchsten Wissens hervorhebt, wo Neuplatoniker eine negative Theologie ausarbeiten, wo Derrida eine eigene Sprache für seine dekonstruktiven Lektüren entwirft, da bleiben bei Havelock nur melancholische Schlussstellen. Das Ende des Kapitels »Die spezielle Theorie der griechischen Literalität« beschließt er mit einer Evokation Platons, dem es an der Schwelle zur Literalität noch vergönnt gewesen sei, an der Oralität zu partizipieren, bevor sie »dahinschwinden« musste.⁴⁵ »Die Konkretheit dieser Art Rede [in der oralen Tradition, H.D.], ihre

42 Ebd. S. 98.

43 Ebd.

44 Ong (2002) S. 12f.

45 Vgl. Havelock (2007) S. 121.

poetische und literarische Einfachheit und Direktheit«, so beschließt er den Aufsatz »Nachwirkungen des Alphabets«, »erinnern uns daran, dass wir für die Eroberung des Westens durch das griechische Alphabet einen gewissen Preis bezahlt haben mögen.«⁴⁶

Auch Ong zeigt sich im Vorwort von *Orality and Literacy* bewusst, einen Preis zu bezahlen, wenn er sich auf den gut ausgebauten Straßen wissenschaftlicher Geschichtsschreibung bewegt:

»Not only are the issues deep and complex, but they also engage our own biases. We – readers of books such as this – are so literate that it is very difficult for us to conceive of a real universe of communication or thought except as a variant of a literate universe. This book will attempt to overcome our biases in some degree and to open new ways to understanding.«⁴⁷

Von der scharfen Schriftkritik eines Platon sind solche Passagen ebenso weit entfernt wie von dessen Impetus des höchsten, nicht-diskursiven Wissens. Wenn auch mit schlechtem Gewissen verlässt sich Ong auf die Vorteile der Literalität:

»Literacy can be used to reconstruct for ourselves the pristine human consciousness which was not literate at all – at least to reconstruct this consciousness pretty well, though not perfectly (we can never forget enough of our familiar present to reconstitute in our minds any past in its full integrity).«⁴⁸

Auch hier zeigt sich also der Schatten der Sprache, der sich im Verlust der Geste Platons, im Verlust der Dimension des Nicht-Diskursiven manifestiert; wobei der melancholische Ton schnell in Rigorosität umschlagen und auf dem Begriffsdenken beharren kann. In Auseinandersetzung mit dem Poststrukturalismus behauptet Ong: Zwar sei die Kritik der von ihm »Textualisten« genannten Poststrukturalisten an unserem textuell geprägten Denken »in einem gewissen Ausmaß brillant«,⁴⁹ doch der einzige Ausweg aus unserer kulturellen Verblendung führe über das historische Verständnis der Oralität: »The only way out of the bind would be through a historical understanding of what primary orality was, for primary orality ist the only verbal source out of which textuality could

46 Havelock (1990) S. 169.

47 Ong (2002) S. 2.

48 Ebd. S. 15.

49 Ebd. S. 165.

initially grow.«⁵⁰ Obwohl sich Ong der fehlenden Eignung von Literalität für die Evozierung von Oralität bewusst ist, beharrt er also auf der Privilegierung von Literalität zum Verständnis von Oralität. Die historische Medientheorie – so wäre zu resümieren – erkennt zwar die Schriftzentriertheit der Philosophie, ignoriert oder unterschätzt aber das sich darin ausdrückende Gestaltungsproblem und zieht insofern die falschen Konsequenzen.

15. DER NICHT-DISKURSIVE LÖSUNGSVERSUCH VON DERRIDAS DEKONSTRUKTION

Derrida will den Preis des »Verlusts einer ganzen Dimension« nicht bezahlen und zieht andere Konsequenzen. Als Ausgangsbasis des hier anvisierten Vergleichs bietet sich Derridas »Medientheorie der Schrift« an, die *Grammatologie* (1967), deren Bezug auf Platon im Essay »Platons Pharmazie« (1968) noch ausführlicher dargestellt ist.

In seiner programmatischen Frühschrift zeichnet Derrida eine Entwicklung, die als Bestätigung der oben gezeichneten Entwicklung des Begriffsdenkens verstanden werden kann. Hierin gleicht sie der Medientheorie – oft bis ins Detail. Derrida erklärt »die phonetische Schrift [zum] Zentrum des großen metaphysischen, wissenschaftlichen, technischen und ökonomischen Abenteuers des Abendlandes«.⁵¹ Die Schrift sei »nicht nur ein Hilfsmittel im Dienst der Wissenschaft [...], sondern [...] allererst die Möglichkeitsbedingung für ideale Gegenstände und damit für wissenschaftliche Objektivität. Die Schrift ist Bedingung der *episteme*, ehe sie ihr Gegenstand sein kann«.⁵² Die Schrift, so Derrida ungleich nebulöser als Ong oder Havelock, habe ein ganzes Bündel von binären Oppositionen, zum Beispiel die »Differenz zwischen dem Weltlichen und dem Nicht-Weltlichen, dem Draußen und dem Drinnen, der Idealität und der Nicht-Idealität, dem Universalen und dem Nicht-Universalen, dem Transzendentalen und dem Empirischen [...] hervorgebracht«;⁵³ an zahlreichen weiteren Stellen seiner Werke finden sich weitere Ausformungen dieser Liste.⁵⁴ Metaphysik lässt sich bei Derrida geradezu als »System von Gegensätzen« bestimmen⁵⁵ oder – in

50 Ebd.

51 Vgl. Gr S. 23.

52 Vgl. ebd. S. 49f.

53 Vgl. ebd. S. 19.

54 Z.B. ebd. S. 146.

55 Vgl. ebd. S. 22.

nuce: »Die Unterscheidung zwischen Sinnlichem und Intelligiblem [ist] die Metaphysik in ihrer Totalität«⁵⁶ – während die Logik, die dieses System organisiert, als »Wissenschaftlichkeit der Wissenschaft« bezeichnet werden kann.⁵⁷

Am Anfang dieser Allianz aus Schrift, Metaphysik und Logik stehen auch bei Derrida die Anfänge der abendländischen Philosophie: die Vorsokratiker, Platon, Aristoteles. Mit ihnen entfaltet sich, was Derrida Logozentrismus nennt (was Havelock und Ong Literalität nannten und oben als Begriffsdenken beschrieben wurde), in seiner ganzen, lang anhaltenden Dominanz, der sich kein Denken entziehen kann; es gibt allenfalls »epistemische Einschnitte«, etwa die Mystik⁵⁸ oder Leibniz' Konzept einer mathematischen Schrift nach chinesischem Vorbild.⁵⁹ Die »*Epoche Rousseaus*«⁶⁰ stellt eine Art Höhepunkt des Logozentrismus dar, dessen Überspannung zu seiner Implosion – über Hegel, Nietzsche und Heidegger – und seiner »Schließung« etwa um die Zeit der *Grammatologie* führt.⁶¹

Derrida zeichnet – aus Gründen, die im Weiteren immer deutlicher werden sollen – die Entwicklungslinie der Schrift nicht mit der gleichen historischen Präzision wie Havelock und Ong. Aus denselben Gründen untersucht er auch die mediale oder linguistische Struktur der Schrift nicht. Dennoch beschreibt er mit dem »Phonozentrismus« einen Effekt der Schrift, für den die medialen und linguistischen Eigenheiten der Alphabetschrift, wie sie oben beschrieben wurden, detaillierte Ursachen abgeben. Die Alphabetschrift ermöglicht mit ihrem besonderen Raster nämlich erstens eine besondere Anschmiegsamkeit an die Rede – Havelock oder Ong attestieren ihr besondere »Lebendigkeit« –, und zweitens bewirkt sie eine Art Unsichtbarkeit (die wiederum eine Blindheit ihr gegenüber begünstigt): Die Buchstabenfolgen stellen selbst nichts dar (wie Bilder), sondern sie verweisen lediglich auf Lautfolgen, die wiederum auf ihre Bedeutung verweisen.⁶² So ließe sich auch der Phonozentrismus beschreiben, wie ihn Derrida

56 Ebd. S. 27.

57 Vgl. ebd. S. 12.

58 Vgl. ebd. S. 143.

59 Vgl. ebd. S. 130ff.

60 Ebd. S. 7.

61 Vgl. ebd. S. 15.

62 Auch in einer weiteren Hinsicht hat die phonetische Schriftlichkeit eher den Charakter einer Kopie als andere Schriftsysteme: Sie ist leichter zu erlernen und leichter zu handhaben – nicht nur im Vergleich zu ideographischen Schriften, sondern auch zu nicht vokalisiert Schriften. Alphabetisches Schreiben und Lesen sind insofern näher beim Reden, als der Zugang zu ihnen weniger exklusiv ist. Darin liegt auch ein Grund

in Aristoteles' *De interpretatione* (I, 16 a 3) formuliert findet.⁶³ Schrift ist demnach, vereinfacht gesagt, ein Abbild der Stimme, die wiederum ein Abbild der Seele ist.⁶⁴ Indem Schrift sich als Signifikant ausweist, betont sie ihre Abhängigkeit von einem Signifikat: zunächst von der Stimme, die sich jedoch wiederum als sinnlich und nur als Signifikant erweist und ihrerseits auf das von der Seele Gemeinte, das »transzendente Signifikat« verweist. Dieses Phantom nun dominiert als Logozentrismus das abendländische Denken.

Damit zeigt sich ein bedeutender Unterschied zwischen beiden Schrifttheorien. Havelock und Ong nehmen die Alphabetschrift und ihre Effekte zum Maß, an dem gemessen andere Schrifteffekte, andere Rationalitätstypen notwendig abfallen. So kommen sie dazu, der Alphabetschrift den Effekt einer besonders hohen Abstraktionsleistung zu attestieren. Für Derrida hingegen ist die Alphabetschrift nur ein – sehr oft negativ gezeichneter – Sonderfall, eine »sekundäre Schrift« unter allen möglichen Zeichensystemen.⁶⁵ Ihm setzt er die »erste Schrift« entgegen, die »der phonetischen Sprache vorangeht«⁶⁶ und überhaupt »nicht im Bereich der Stimme liegt«.⁶⁷ Sie umfasst also über alle Schriftsysteme hinaus auch »all das, was Anlass sein kann für Ein-Schreibung überhaupt [...]: Kinematographie, Choreographie, aber auch ›Schrift‹ des Bildes, der Musik, der Skulptur usw.«⁶⁸ So wird Schrift bei Derrida zur *écriture*.

Die *écriture* zeigt die platonische Schriftkritik in einem besonderen Licht. Einerseits erscheint Platon mit seiner Abwertung der Schrift gegenüber der Mündlichkeit bei Derrida durchaus als Vorbereiter des Phonozentrismus und somit auch als Agent der (sekundären) Schrift in der Tradition der Diskursivität. Als solcher ist er andererseits aber zudem noch Agent der ersten Schrift. In dieser Doppelagentenrolle ist er nicht (nur) aus kontingenten Gründen blind gegenüber der Schrift, sondern notwendig von ihr geblendet.

zur Missachtung der Schrift als bloßer Technik, die dem Sprechen äußerlich bleibt. Anders als in Kulturkreisen wie Ägypten, in denen die Schrift als Gottesgeschenk verehrt wird, oder in Judentum oder Islam, wo die frühen Schriften geoffenbarte Schriften sind, wird im antiken Griechenland die Schrift weniger hoch geschätzt. (Vgl. Assmann (1990) S. 26.)

63 Vgl. ebd. S. 24; zur Kritik: Krämer (2005) S. 24.

64 Vgl. auch Höffe (1996) S. 189.

65 Vgl. Gr S. 33.

66 Vgl. ebd. S. 18.

67 Vgl. ebd. S. 21.

68 Ebd.

Diese schon in der *Grammatologie* angelegte Deutung wird in »Platons Pharmazie« ausführlicher ausgebreitet,⁶⁹ Derridas Lektüre des *Phaidros*, die um das Grundmotiv der Schrift und der Schriftkritik gewebt ist. Auch hier ist Platon kein Autor im hermeneutischen Sinne, der seine Schriften zu kontrollieren versteht, sondern er steht im Bann des Mediums, das er benutzt: Derrida stellt die semantische Variabilität Platons (auf sie wurde bereits in A.2. im Zusammenhang mit dem höchsten Wissen des nous hingewiesen) kunstvoll heraus, um ihn in der »Pharmazie« als halb bewusst handelnden⁷⁰ Apotheker-Alchimisten zu zeichnen, der beharrlich den »Stein der Weisen« oder das »Gold« der Wahrheit sucht und sucht,⁷¹ indem er das »Pharmakon« – wie Platon selbst die Schrift nennt – mit einfachen Definitionen und Oppositionen zu »meistern« versucht.⁷² Die Schrift aber bleibt irreduzibel mehrdeutig – »Pharmakon« lässt sich sowohl als »Gift« als auch als »Heilmittel« übersetzen –, und sie produziert mit allen Versuchen, Eindeutigkeit herzustellen, nur immer mehr Mehrdeutigkeit. Die Schrift erscheint (wie in der *Grammatologie*) als Urknall der Metaphysik, die eine Lawine von binären Ordnungsstrukturen auslöst und sofort in deren Spiel mit einbezogen wird. Erst mit der Schrift wird die Differenzierung zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit möglich, so Derrida, erst von hier aus ist Schriftkritik (wie auch Schriftlob) möglich.

Weil die Alphabetschrift kein ausgezeichnetes, sondern nur ein *anderes* Schriftsystem ist, gibt es aus der zwiefachen oder mehrdeutigen Schrift kein Entkommen. Derridas Lektüren zeigen ebendas. Schrift wird nicht nur als »erste« sowie »sekundäre Schrift« mehrdeutig gezeichnet, sondern ihr wird mit einer Fülle von Bezeichnungen wie »*Spur (trace)*, »*Aufschub (réserve)*« oder »*Differenz*«⁷³ semantische Unbestimmtheit zugestanden. Im Vorwort von »Platons Pharmazie« etwa beschreibt Derrida seine Lektüre des *Phaidros* mittels Oxymora als freilegende Umhüllung, als schneidendes Weben, als nichts hinzufügendes Hinzufügen und lesendes Schreiben.⁷⁴ Diese an die Mehrdeutigkeit gebundene Lektüre ist und kann keine traditionelle Analyse sein, wie Derrida in einer Passage mitten im Text, also nicht an zentraler Stelle, verlauten lässt:

69 Vgl. vor allem Diss S. 122 und 155ff.

70 Vgl. ebd. S. 106f und 145.

71 Vgl. ebd. S. 190.

72 Vgl. ebd. S. 114.

73 Gr S. 169.

74 Vgl. Diss S. 71f.

»Die Auseinandersetzung (*l'explication*) mit Platon, so wie sie in diesem Text umrissen wird, untersteht bereits nicht mehr den anerkannten Modellen des Kommentars, der genealogischen oder strukturalen Wiederherstellung eines Systems, ob damit eine Bestätigung oder eine Widerlegung, eine Bestärkung oder eine ›Verkehrung‹ [...] beabsichtigt wird. Es geht hier um etwas ganz anderes. Auch um dies, aber noch um etwas ganz anderes. [...] Wir können es nicht nochmals mit einem einfachen Begriff bezeichnen, benennen, begreifen, ohne dass wir es sogleich verfehlen.«⁷⁵

Auch in der programmatischen Vorbemerkung der *Grammatologie* betont Derrida, dass seine »Lektüre, zumindest axial, den klassischen Kategorien der Geschichte, der Ideengeschichte wie der Literaturgeschichte, aber vielleicht in erster Linie der Geschichte der Philosophie sich zu entziehen habe«.⁷⁶ Ganz ohne eine solche Geschichte der Philosophie sei allerdings auch nicht auszukommen, denn sie sei eine »Forderung«⁷⁷ der »theoretischen Grundlage«,⁷⁸ wie sie im ersten Teil der *Grammatologie* entworfen ist.

Derrida verweigert sich also keineswegs den Effekten der sekundären Schrift, dem Logozentrismus, aber er verbindet sie unauflöslich mit den Effekten der ersten Schrift. Das Kapitel »Grammatologie als positive Wissenschaft« lässt sich als eine von zahlreichen Selbstreflexionen von Derridas mehrdeutiger Lektüre der Schrift lesen, die zugleich eine Kritik der historischen Medientheorie darstellt. Eine Wissenschaft, die wie bei Havelock und Ong eine historische Rekonstruktion der Schrift und ihrer Effekte versucht, setzt nämlich schon ein Wissen vom Wesen der Schrift voraus und verfehlt sie auf diese Weise. Eine solche empirisch verfahrenende Wissenschaft,⁷⁹ die innerhalb der Grenzen der traditionellen Wissenschaft verbleibt und dem Logozentrismus ihren Tribut zollen muss, kann nur eine »regionale«⁸⁰ oder »Einzelwissenschaft«⁸¹ sein.

Tatsächlich zeigten sich Havelock und Ong von der Medialität der Schrift kaum in ihrer eigenen Wissenschaftlichkeit beeinträchtigt. Obwohl sie Oralität keineswegs als minderwertig oder als Randphänomen verstehen und obwohl ihre Arbeiten durchaus einen kulturkritischen Impetus haben, obwohl sie die Schwierigkeit der Übersetzung von Oralität in Literalität einräumen, so bezweifeln sie

75 Ebd. S. 116.

76 Gr S. 8.

77 Ebd.

78 Ebd. S. 7.

79 Vgl. ebd. S. 131.

80 Ebd. S. 148.

81 Ebd. S. 169.

doch nie den Einsatz und die Mächtigkeit ihrer eigenen Wissenschaftsprosa.⁸² In gut angelsächsischer Tradition erzählen sie elegant und klar die einleuchtende Geschichte von der (primären) Oralität, die mit Aufkommen der Schrift verloren geht.

Der melancholische Gestus, der in der verschrifteten Sprache einen Schatten sieht, der sich über das gesprochene Wort legt – wie er sich nicht nur bei Platon und Aristoteles, sondern auch bei Wieland, Havelock und Ong zeigte –, liegt im Wesen der Theorie und kann theoretisch nicht hinterfragt werden:

»Darf die Schrift noch länger als Verfinsterung betrachtet werden, welche die Herrlichkeit des Wortes überlistet und sie ihres Glanzes beraubt? Und wenn es irgendeine innere Notwendigkeit für diese Verfinsterung gibt, muss dann nicht das Verhältnis zwischen dem Schatten und dem Licht, der Schrift und dem gesprochenen Wort eine andere Gestalt annehmen?

Das würde bedeuten, dass die notwendige Dezentrierung nicht ein philosophischer oder wissenschaftlicher Akt als solcher sein kann, da es hier darum geht, durch den Zugang zu einem anderen, das gesprochene Wort mit der Schrift verbindenden System, die grundlegenden Kategorien der Sprache und der Grammatik der *episteme* zu dislozieren.«⁸³

Derrida meldet damit Zweifel an, dass der Schatten der Sprache auf traditionell sprachliche Weise loszuwerden ist. Ihm scheint nicht möglich, das Beharrungsvermögen des Begriffsdenkens aufzuheben, ohne neue Gestaltungslösungen zu schaffen. Ob Dezentrierung, Dislozierung oder bekanntesterweise auch Dekonstruktion, die Derrida der traditionellen Praxis der Wissenschaft entgegensetzt: Um den Verlust der ganzen Dimension des Nicht-Diskursiven zu vermeiden, muss Philosophie nicht so sehr auf Vermittlung oder Darstellung, sondern vielmehr auf ihre Aneignung fokussiert werden.

Dafür muss dem Spielraum der Subjektivität des Rezipienten Raum gegeben werden. Derrida scheint eine Gestaltungslösung vorzuschweben, die eine Änderung der konventionellen Praxis der Lektüre mit einer Änderung der konventionellen medialen beziehungsweise kulturellen Praxis von Wissenschaft verbindet:

»Es geht [...] nicht darum, der Buchhülle noch nie dagewesene Schriften einzuverleiben, sondern endlich das zu lesen, was in den vorhandenen Bänden schon immer zwischen den Zeilen geschrieben stand. Mit dem Beginn einer zeilenlosen Schrift wird man auch die

82 Übrigens ganz anders als der Begründer der kanadischen Medientheorie, Marshall McLuhan.

83 Gr S. 166.

vergangene Schrift unter einem veränderten räumlichen Organisationsprinzip lesen. [...] Weil wir zu schreiben, auf andere Weise zu schreiben beginnen, müssen wir auch das bisher Geschriebene auf andere Weise lesen.

[...] Was es heute zu denken gilt, kann in Form der Zeile oder des Buches nicht niedergeschrieben werden [...].⁸⁴

16. EVALUATION DER DEKONSTRUKTION MIT RORTY

Im Folgend soll untersucht werden, ob Derrida aus der Schriftzentriertheit der Philosophie die richtigen Konsequenzen gezogen hat, um die Herausforderung der Gestaltungsfrage adäquat anzunehmen und sich vom Begriffsdenken fernzuhalten.

Es wäre eine lohnende, doch schwer oder gar nicht durchführbare und jedenfalls in dieser Untersuchung nicht zu bewältigende Aufgabe, die Wirkung von Derridas Texten bezüglich ihrer gelungenen Aneignung empirisch zu überprüfen. Stattdessen soll ein kleiner Ausschnitt der Rezeptionsgeschichte Derridas einigen Aufschluss darüber geben. Dabei wird die bisher benutzte Begrifflichkeit mit der von Richard Rorty kurzgeschlossen.

Rorty hat sich in seinen Schriften immer wieder mit den Möglichkeiten auseinandergesetzt, sich vom Begriffsdenken zu distanzieren. Freilich benutzt er nicht den Terminus Begriffsdenken und nähert sich diesem auch nicht über das Gegensatzpaar von Nicht-Diskursivität und Diskursivität; vielmehr nennt er jene Denktradition, die es zu überwinden gilt, oft – mit Heidegger – Metaphysik⁸⁵ (oder, in deren aktueller Form, auch Repräsentationalismus⁸⁶). Als deren klassische Protagonisten gelten ihm insbesondere Platon, dem er den versuchten Ausschluss von Zeit und Zufall mit der Unterscheidung zwischen Intelligibilität und Sinnlichkeit anlastet, und Kant, der diese Unterscheidung auf den Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt projiziert habe.⁸⁷ Rorty untersucht Lösungsansätze vor allem des 20. Jahrhunderts, die diese philosophischen Grundunterscheidungen überwinden wollen, und kritisiert mit feinem Gespür jene misslungenen Versuche, die sie bloß reproduzieren. Sie zeichneten sich dadurch aus, dass sie lediglich altes Vokabular durch neues ersetzen und dadurch im Bann der alten Unterscheidungen verblieben. Wenn alte Fragen nach Wahrheit oder

84 Ebd. S. 155f.

85 Vgl. z.B. Rorty (2008) S. 51.

86 Vgl. ebd. S. 2.

87 Vgl. ebd. S. 50ff.

dem Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus immer wieder in den Vordergrund gerieten, perpetuierten sie überkommene Handlungsmuster unter gänzlich neuen Bedingungen und verdammt Philosophie so zur Unnützlichkeits eines leeren Rituals.

In diesem Sinne stellt Rorty auch jene philosophische Bewegung dar, die er selbst – dabei zunehmend kritisch – begleitete und deren Benennung als »linguistic turn« er populär machte. Die Wende zur Sprachlichkeit habe zunächst lediglich Kants Verlagerung der Metaphysik in die Subjektphilosophie wiederholt und ihrerseits in die Sprache verlegt. In der Philosophie änderte sich nur scheinbar etwas; tatsächlich wurden die alten Probleme fortgeschrieben: »The linguistic turn« was a rather desperate attempt to keep philosophy an armchair discipline.«⁸⁸ Bei dieser Operation wurde Sprache reifiziert: Sie wurde als ein der Zeit und den Umständen enthobenes Ding gesehen, deren Gesetzmäßigkeiten universell gültig seien. Sprachphilosophie, insbesondere die Schriften von Quine, dem späten Wittgenstein und Davidson, habe dieses Bild von Sprache hinterfragt. Sprache galt ihnen – in Rortys Begrifflichkeit – nicht mehr als bedeutungstragendes »Medium« (»a set of representations«), sondern als praktisch wirksames, vielseitig einsetzbares »Werkzeug« (»a set of tools«).⁸⁹ Damit – so ließe sich Rortys Position darstellen – wird der Philosophie ermöglicht, sich aus dem Lehnstuhl zu erheben und sich auf die Straße oder in die Institutionen zu begeben, um sich dort nützlich zu machen. Dieses Unternehmen ist jederzeit gefährdet, dass auch jenes neue Vokabular, mit dem Sprache als Werkzeug beschrieben wird, als »Wahrheit«, oder indem ihm universelle Gültigkeit unterstellt wird, zu ernst genommen wird.⁹⁰

Rorty ist nicht zuletzt dafür bekannt, dass er die Gemeinsamkeiten der »postpositivistischen« Entwicklung der Analytischen Philosophie (die er in die Tradition des Pragmatismus stellt)⁹¹ mit der zeitgenössischen Kontinentalphilosophie – und zwar besonders mit dem Poststrukturalismus – hervorhebt. Zu den Philosophen, die Rorty am meisten faszinieren, gehört Derrida. Wenn Rorty Derrida einen Meister der Verflüssigung von Vokabularen und der »Aufhebung« nennt,⁹² bejaht er – so soll sich zeigen – die Frage, ob ihm diese Aufhebung des Begriffsdenkens gelungen sei. Doch Rortys Lektüre ist nicht unkritisch; er ist

88 Vgl. ebd. S. 50.

89 Vgl. ebd. S. 3.

90 Vgl. ebd. S. 4f.

91 Vgl. ebd. S. 3.

92 Ebd. S. 126: »Such liquefaction is what I am calling *Aufhebung* and praising Derrida for having done spectacularly well.«

nicht von allen Texten und Textstellen gleichermaßen überzeugt und unterscheidet zur Verdeutlichung zwischen einem frühen und einem späten Derrida.⁹³

Dem frühen Derrida bescheinigt Rorty eine gewisse Zerrissenheit⁹⁴ zwischen Diskursivität und Nicht-Diskursivität, unglücklicherweise mit Schwergewicht auf ersterer. In dieser Phase werde ein traditionelles Set von Metaphern des Absoluten (»truth, meaning, clear and distinct ideas«) mit einem anderen (»trace, différance, and other such deconstructive key-terms«) ersetzt.⁹⁵ Insofern Derrida argumentierend und erklärend auftrete,⁹⁶ nehme dieses neue Vokabular ein fatales Gewicht an – verbleibe sozusagen im Schwerkraftbereich der Metaphysik und verfehle das Ziel ihrer Überwindung.⁹⁷ Mit dieser Art von »negativer Theologie« sei bereits Heideggers Ausbruchversuch aus der Metaphysik gescheitert.⁹⁸

So zeichnet Rorty den frühen Derrida in einer von Nietzsche, bisweilen von Hegel,⁹⁹ über Heidegger reichenden Genealogie sich gegenseitig beeinflussender und übertrumpfender Metaphysik-Überwinder.¹⁰⁰ (Es ist dieselbe Farce, die über große Strecken auch in dieser Untersuchung nachgezeichnet wird, beginnend mit Kant: Die diskursive, manchmal auch nicht-diskursive Distanzierung vom Begriffsdenken, die immer und immer wieder in dessen Bannkreis zurückgeworfen wird.) Derrida bleibe mit der gewissen dogmatischen Ernsthaftigkeit seines Frühwerks, mit der es sich von Heidegger abzusetzen versuche, selbst hinter dem späten Heidegger zurück.¹⁰¹ Erst mit der *Postkarte* (1980) entziehe sich Derrida diesem Teufelskreis. »I should like to see [Derrida's] early work as something of a false start, in the same way that *Being and Time* is, in the light of Heidegger's later work, a false start, and as Wittgenstein thought his *Tractatus* to have a false start.«¹⁰²

93 Rortys »später« wäre aus heutiger Sicht eher ein »späterer« oder gar »mittlerer« Derrida.

94 Vgl. ebd. S. 93 und 117.

95 Vgl. ebd. S. 113.

96 Vgl. ebd. S. 93 und 104.

97 Vgl. ebd. S. 101.

98 Vgl. ebd. S. 117 und 113.

99 Vgl. Rorty (2000) S. 446.

100 Vgl. z.B. Rorty (2008) S. 96.

101 Vgl. ebd. S. 104.

102 Vgl. ebd. S. 128.

Indem der späte Derrida aus Heideggers Fehlern gelernt habe,¹⁰³ habe er sich von den semiotischen Parametern des Begriffsdenkens immer weiter abgewendet: Freies Phantasieren,¹⁰⁴ private¹⁰⁵ und »noninferential associations between words«,¹⁰⁶ »Wortspiele, Gleichklänge und graphische Witze«,¹⁰⁷ »Rekontextualisierung im allgemeinen und die Umkehrung von Hierarchien im besonderen«,¹⁰⁸ »speaking several languages at once, producing several texts at once«,¹⁰⁹ die Gewichtverlagerung »des eigenen Schreibens auf jene »materialen« Gestalten – auf das, was bis dato als marginal behandelt wurde«,¹¹⁰ die Verweigerung, nach den Regeln der traditionellen Philosophie propositionaler Aussagen zu spielen¹¹¹ seien nun die durchgängigen Merkmale. Gleichzeitig entfalle das Bedrohungsszenario durch die Sprache, das der frühe Derrida zeichne. Der spätere Derrida habe sich von der Bedrohung durch die Metaphysik gelöst: »He is less torn. He is content simply to have fun rather than to feel haunted.«¹¹² Er wird bei Rorty zum »playful punster«,¹¹³ »great comic writer – perhaps the funniest writer on philosophical topics since Kierkegaard«¹¹⁴ – eines »Derridadaism«,¹¹⁵ zum »private writer« im Gegensatz zu einem »writer with a public mission«,¹¹⁶ zum verspielten Verbalartisten, der keinen Anspruch auf Überwindung der Metaphysik stellt und stellen kann – zumindest keinen allgemeingültigen. Er lasse die Metaphysik Metaphysik sein und beschäftige sich mit konkreter Textarbeit.¹¹⁷

Tatsächlich hält Rorty die Rolle der Metaphysik für ausgespielt und nimmt eine Haltung ein, die man mit Kant kritisch als metaphysischen Indifferentis-

103 Vgl. Rorty (2012) S. 208.

104 Vgl. ebd. S. 207.

105 Vgl. ebd. S. 217.

106 Rorty (2008) S. 97.

107 Rorty (2012) S. 216.

108 Ebd. S. 222.

109 Rorty (2008) S. 98.

110 Vgl. Rorty (2012) S. 216f.

111 Vgl. ebd. S. 219.

112 Rorty (2008) S. 117.

113 Ebd. S. 100.

114 Ebd. S. 113.

115 Ebd. S. 119.

116 Vgl. ebd. S. 120.

117 Vgl. ebd. S. 113.

mus¹¹⁸ bezeichnen könnte. Metaphysik habe sich, wie Rorty einmal nonchalant bemerkt, längst überlebt; sie sei »a genre which had a distinguished career and an important historical function but which now survives largely in the form of self-parody«.¹¹⁹ In einem Beispiel illustriert Rorty die Rolle der Metaphysik sogar anhand eines ältlichen Großonkels, der gelegentlich bei Familienfesten auftaucht, ohne bedeutenden Einfluss auf die Erziehung der Nachkommenschaft auszuüben.¹²⁰ Der Drang zum metaphysischen Denken wäre dann sozusagen eher eine individuelle Neurose als ein universelles oder zumindest kulturelles Problem. Tatsächlich könnten wir, so Rorty,

»sagen, dass der Grund, weshalb manche sich nicht einfach von der Philosophie abwenden können, der gleiche Grund ist, aus dem manche sich nicht einfach von ihren Eltern – oder allgemeiner gesprochen, von ihrer Vergangenheit – lossagen können. Dieser Grund ist kein Kantischer und transzendentaler, sondern sozusagen ein Freudscher und empirischer Grund. Wenn man mit Philosophie – also mit den Unterscheidungen zwischen Seele und Leib, Wesen und Akzidens, Sein und Schein, empirisch und transzendental – großgezogen wurde, ist man vielleicht gar nicht dazu in der Lage, sich von dieser Erziehung abzuwenden, ohne den Kontakt zu sich selbst zu verlieren. Nicht jeder Mensch ist in dieser Weise großgezogen worden (in China werden diese Dinge vielleicht anders geregelt), und es besteht kein Grund zur Annahme, dass alle Menschen in Zukunft so großgezogen werden, aber bei *dir* war es so.«¹²¹

Im Klammerausdruck des Zitats verbirgt sich ein Zweifel an der Position des metaphysischen Indifferentismus, der mehr Raum verdient. Wenn die Dinge in China vielleicht anders geregelt werden, dann hat das möglicherweise einen Grund, dem Rorty nicht weiter nachgeht: etwa eine kulturelle Gepflogenheit wie die Benutzung der vokalisiertem Alphabetschrift, die eine breitenwirksame und überindividuelle Macht ausübt, welche nicht verschwindet, wenn ihr mit Indifferenz begegnet wird – eher im Gegenteil: Wo Theorie betont, dass sie selbstverständlich nicht das letzte Wort haben kann, folgen beiläufig letzte Worte; wo Metaphysik für obsolet erklärt wird, droht unbemerkt Metaphysik einzuziehen; wo die Offenheit eines Systems betont wird, droht es sich zu schließen. Doch in der Nacht der Kontingenz sind für Rorty alle Katzen grau. Er macht keinen

118 Zur metaphysischen Indifferenz bei Kant vgl. KrV A X und B XXXI; vgl. auch O S. 58f.

119 Vgl. Rorty (2008) S. 105.

120 Vgl. ebd. S. 107.

121 Rorty (2000) S. 496.

Unterschied zwischen möglichen Entstehungsweisen metaphysischen Denkens, obwohl es offensichtlich bedeutsam ist, ob metaphysisches Denken bloß gelegentlich durch Zufall bei gewissen grüblerischen Menschen entsteht oder ob eine ganze Kultur davon machtvoll geprägt wird. Und er benutzt selbst die Schrift (und kein anderes, möglicherweise geeigneteres Medium), um sich mit Derrida also auf eine Weise auseinanderzusetzen, die diesen wieder in den Lehnstuhl der Philosophie zu drücken droht.

Rortys Unterschätzung der Schrift als kultureller Praxis lässt sich vielleicht als Idiosynkrasie, mit gutem Grund aber auch als Nachhall Derridas verstehen. Dessen *écriture* beansprucht eine derartige Vormachtstellung, dass in ihr die spezifischen Eigenschaften der Schrift mit denjenigen anderer Medien (wie Bildern) ununterscheidbar zusammenfließen. Wenn es aber kein Außerhalb des Textes gibt, muss Derrida auch seine eigene Forderung nach einer zeilenlosen Schrift außerhalb des Buches nicht umsetzen. Derselben Logik folgt Rorty: Er lässt neben Vokabularen und Sprachspielen einfach keine Entitäten mehr gelten; unsere Kultur sei sich bewusst geworden, auf einem immer neue Metaphern hervorsprudelnden Geysir ihre Grundlage zu haben; und auch die Schrift ist für ihn kein irgendwie reales Medium, sondern eine Vokabel, die jedenfalls nicht beanspruchen kann, die Bedingungen unseres Denkens aufzuklären.

Diese Position haben Krämer – in explizitem Bezug auf Derrida – als »Skriptizismus«¹²² und Mersch als »Medienidealismus«¹²³ kritisiert. Die Dekonstruktion, so sind sie sich einig, versteht und würdigt die Bildlichkeit nicht genug. Und der spätere Derrida geht nicht weit genug – so könnte man ein Fazit dieser Positionen im Sinn der vorliegenden Ausführungen ziehen –, wenn er über die Schrift nicht hinausgeht. Mersch reflektiert über mögliche Weiterentwicklungen der Dekonstruktion:

»Eine könnte darin bestehen, die Frage der Materialität von Strukturalität zu trennen und (jenseits ›logozentristischer‹ Vorentscheidungen) die Begriffe der Aisthesis und Präsenz zu restituieren – man könnte auch sagen: das ›Reale‹ gegen die Souveränitätsphantasmen eines uferlosen Konstruktivismus wieder geltend zu machen.«¹²⁴

In Teil C (besonders C.6) werden solche Hinweise darauf, dass Derrida die Konsequenzen aus der Schriftzentriertheit der Philosophie nicht vollständig gezogen

122 Vgl. Krämers (2009a) S. 97.

123 Vgl. Mersch (2004) S. 80.

124 García Düttmann/Mersch/Niederberger/Waldenfels (2010).

hat, ernst genommen. In der Folge werden das Potential des Bildes und besonders des Diagramms für eine Gestaltungslösung der Philosophie untersucht.

Vorher soll jedoch einem weiteren Aspekt von Rortys Bevorzugung von Derridas späterem Werk nachgegangen werden, der zur Untersuchung in Teil B führen wird: Rortys Derrida-Interpretation versucht, dessen Schriften von letzten Residuen der Diskursivität zu reinigen. Dies zeigt sich besonders deutlich in seiner Sicht auf das Frühwerk. Es ist ihm zu ernsthaft: »The tone of urgency [...] is out of place.«¹²⁵ Damit werde gleichsam eine falsche Universalität konstruiert, die sich in einem Universalverdacht gegenüber der Sprache oder dem »Diskurs der Philosophie«¹²⁶ äußere. Mit diesem Vorwurf steht Rorty nicht allein. Auch Ong beharrte gegen die Poststrukturalisten darauf, dass Literalität keineswegs ein unausweichliches System der Repression sei, wie das mit dem Term Logozentrismus anklänge. Die poststrukturalistische Klaustrophobie sei insofern etwas hysterisch: »What leads one to believe that language can be so structured as to be perfectly consistent with itself, so as to be a closed system? There are no closed systems and never have been.«¹²⁷ Auch von Habermas, den Rorty an dieser Stelle zustimmend zitiert, ist dieser Vorwurf vorgebracht worden: »Habermas fragt sich, warum Heidegger und Derrida immer ›noch gegen jene ›starken‹ Begriffe von Theorie, Wahrheit und System [streiten], die doch seit mehr als hundertfünfzig Jahren der Vergangenheit angehören‹, warum sie immer noch ›meinen, die Philosophie aus dem Wahne reißen zu müssen, eine Theorie aufzustellen, die das letzte Wort behält‹.«¹²⁸ Rorty selbst merkt an anderer Stelle ganz ähnlich an:

»Derrida talks as if [...] there were a terrible oppressive force called ›the metaphors of philosophy‹ or the ›history of metaphysics‹ which is making life impossible not only for playful punsters like himself but for society as a whole. But things are just not that bad, except in special circumstances, circumstances of the sort which once produced the Inquisition and, more recently, the KGB.«¹²⁹

In dieser Kritik zeigt sich wieder die leichtfertige Indifferenz gegenüber der Metaphysik. Aber so gelingt es Rorty, das Frühwerk im Licht des späteren Werks gelten zu lassen: Im Licht des späteren Derrida kann er auch den frühen

125 Rorty (2008) S. 104.

126 Ebd. S. 113.

127 Ong (2002) S. 166.

128 Rorty (2000) S. 456.

129 Rorty (2008) S. 100.

Derrida gelten lassen. Es ist jenes Licht, in das Rorty die postpositivistische analytische Philosophie wie auch die postmoderne Kontinentalphilosophie taucht. In diesem Licht wären zwar der frühe Derrida – wie auch Heidegger – immer noch Teilnehmer der Metaphysik-Überwindungsfarce, sie hätten aber immerhin ein berechtigtes Ziel: »Ich möchte meinen, dass es ihnen gar nicht darum geht, die ›Philosophie‹ diesem Wahn [letzte Worte zu suchen] zu entreißen, sondern einfach darum, sich selbst von der eigenen Vergangenheit zu lösen: von gerade den Worten, die für sie die letzten zu sein drohten (d.h. im Falle Heideggers die Worte Nietzsches, im Falle Derridas die Worte Heideggers).«¹³⁰

Das von Rorty dem Begriffsdenken entrissene Frühwerk wird so gleichsam zu einem esoterischen Unternehmen. Es ist nicht mehr allgemein, sondern nur noch für einen bestimmten Rezipientenkreis relevant, den es zu einem bestimmten Ziel führen soll: zur Überwindung der Metaphysik (als individueller Neurose). Im von Rorty bevorzugten späteren Werk hingegen wird die Metaphysik überwunden, indem sie verspottet oder ignoriert wird.

Seine Interpretation entwickelt Rorty in der Auseinandersetzung mit Textauslegungen von Christopher Norris, Jonathan Culler und Rodolphe Gasché. Sie sträuben sich dagegen, Diskursivität in Derridas Werk zu suspendieren, und sehen darin im Gegenteil einen Ausgleich zwischen Diskursivität und Nicht-Diskursivität erreicht. Dekonstruktion sei, wie Rorty referiert, »in Culler's words, *both* ›rigorous argument within philosophy and displacement of philosophical categories and philosophical attempts at mastery.‹«¹³¹

Rorty hält das für eine Wunschvorstellung und insistiert auf einer prinzipiellen Unvereinbarkeit: »Something, I claimed, had to go. I suggested we jettison the ›rigorous argument‹ part.«¹³² Beharrlich arbeitet Rorty die unvereinbare Gegensätzlichkeit von diskursiv (»argumentative«) und nicht-diskursiv (»nonpropositional«),¹³³ von Ernst und Humor¹³⁴ sowie von Philosophie als transzendentelem Projekt und als Aufhebung/Verflüssigung¹³⁵ heraus. Er besteht darauf, dass ein Ausgleich nicht möglich ist: »Once again, I would want to insist that you cannot have it both ways.«¹³⁶

130 Rorty (2000) S. 456.

131 Rorty (2008) S. 119.

132 Ebd. S. 119.

133 Vgl. ebd. S. 124.

134 Vgl. etwa ebd. S. 93ff.

135 Vgl. ebd. S. 122ff.

136 Ebd. S. 123.

Im folgenden Teil B wird sich diese Analyse bestätigen: Zwar nicht in Bezug auf Derrida, sondern in Bezug auf Kant und Wittgenstein, deren Versuche, einen Ausgleich zwischen Diskursivität und Nicht-Diskursivität im Namen von »Orientierung« und »Übersicht« zu schaffen, untersucht werden. (Doch auch wenn der angestrebte Ausgleich nicht gelingt: Der Bedarf danach, eine überzeugende Lösung der Gestaltungsfrage der Philosophie, besteht weiterhin.)